

Nachdem Kaiser Friedrich III. die Augen für immer geschlossen hatte, fiel die schwere Bürde der Regierung des Reiches auf meine jungen Schultern. Ich stand zunächst vor der Notwendigkeit, in vielen Stellen einen Personenwechsel eintreten zu lassen. Die militärische Umgebung der beiden Kaiser sowie das Beamtentum waren überaltert. Die sogenannte „Maison militaire“ Kaiser Wilhelms des Großen war durch Kaiser Friedrich III. im ganzen beibehalten worden, ohne zum Dienst herangezogen zu werden. Dazu trat nun noch die Umgebung Kaiser Friedrichs III. Ich entließ in freundlichster Weise die Herren, welche in den Ruhestand treten wollten; einige erhielten Anstellung in der Armee, einzelne jüngere Herren blieben für die Zeit des Überganges noch in meinem Dienst.

Als Kronprinz hatte ich mich in den 99 Tagen schon im stillen mit den Persönlichkeiten beschäftigt, die ich später anzustellen gedachte, weil mir die Ärzte keinen Zweifel darüber gelassen hatten, daß mein Vater nur noch kurze Zeit leben würde. Ich sah von höfischen Rücksichten oder Außerlichkeiten ab; nur die Leistungen und der Charakter waren maßgebend. Ich schaffte das Wort „Maison militaire“ ab und verwandelte es in „Hauptquartier Seiner Majestät“. Als Ratgeber bei der Auswahl der Umgebung befragte ich nur einen Mann, auf den ich besonderes Vertrauen setzte. Es war mein früherer Vorgesetzter und Brigadekommandeur General — später Generaladjutant — v. Versen, ein gerader, ritterlicher, etwas schroffer Charakter, ein altpreußischer Offizier von echtem Schrot und Korn. Dieser hatte, in Linie und Garde dienend, mit scharfem Auge die höfischen Einflüsse und Strömungen beobachtet, welche oft zum Nachteil des Offizierkorps in der alten „Maison militaire“ sich fühlbar machten. Auch die höhere Damenwelt, welche ihres Alters wegen im Kameradenkreise spottend „trente et quarante“ genannt wurde, spielte dabei eine Rolle. Solche Einflüsse wollte ich beseitigen.



Als meinen ersten Generaladjutanten wählte ich den General v. Wittich, als meinen ersten Chef des Militärfabinetts den Kommandeur der 2. Garde-Infanterie-Division General v. Hahnke; letzterer war ein Freund Kaiser Friedrichs III., und, als ich noch beim 1. Garde-Regiment zu Fuß stand, mein Brigadefeldkommandeur gewesen: zwei Männer von militärischer Erfahrung und eisernen Grundsätzen, die ganz den Gedankengang ihres Herrn teilten und mir bis zu ihrem Lebensende mit vorbildlicher Mannentreue verbunden geblieben sind.

Als Chef des Hofes wählte ich den mir von meiner Jugend her bekannten früheren Hofmarschall meines Vaters, den Grafen August Eulenburg, der noch 82jährig bis zu seinem im Juni 1921 erfolgten Tode das Ministerium des Königlichen Hauses geleitet hat. Ein Mann von feinem Takt, ungewöhnlicher Begabung, klarem Blick auf höfischem, wie politischem Gebiete, von lauterem Charakter und goldener Treue zu seinem König und dessen Hause. Seine vielseitige Begabung hätte ihm gestattet, ebenso wie er als „der“ Hofmarschall in ganz Europa bekannt war, mit demselben Geschick eine Botschaft oder den Reichskanzlerposten zu versehen. Von nie erlahmender Arbeitskraft, mit gewinnender Höflichkeit ausgestattet, hat er mir auf manchem Gebiet, dem des Hauses, der Familie, des höfischen und öffentlichen Lebens mit Rat zur Seite und mit vielen Männern aller Schichten und Berufe im Verkehr gestanden, von allen verehrt und geachtet, von mir mit Freundschaft und Dankbarkeit umgeben.

Als Chef des Zivilkabinetts wurde nach Rücksprache mit dem Fürsten Bismarck Herr v. Lucanus, aus dem Kultusministerium, gewählt. Fürst Bismarck bemerkte scherzend, er freue sich über diese Wahl, da Lucanus ihm als guter und passionierter Jäger bekannt sei. Das sei stets eine gute Empfehlung für einen Zivilbeamten; ein guter Jäger sei auch ein ordentlicher braver Kerl. Herr v. Lucanus über-



nahm sein Amt aus den Händen Excellenz v. Wilmowski's. Er hat es glänzend geführt und ist mir, auf allen Gebieten der Kunst, Technik, Wissenschaft und Politik wohlbewandert, ein Ratgeber, rastloser Mitarbeiter und Freund gewesen. Mit gesundem Menschenverstand verband er eine gute Dosis feinen Humors, der ja den Germanen oft fehlt. —

Mit dem Fürsten Bismarck stand ich mich aus der Zeit meines Kommandos zum Auswärtigen Amt her sehr gut und vertrauensvoll. Ich verehrte nach wie vor den gewaltigen Kanzler mit allem Feuer meiner Jugend, stolz darauf, unter ihm gedient zu haben und nunmehr mit ihm als meinem Kanzler gemeinsam arbeiten zu können.

Der Fürst, der bei den letzten Stunden des alten Kaisers anwesend war und dessen „politisches Testament“ an seinen Enkel, nämlich die besondere Pflege der Beziehungen zu Rußland, mit angehört hatte, veranlaßte die Sommerreise nach Petersburg als erste politische Aktion vor der Welt, um nach dem letzten Willen des sterbenden Großvaters das Verhältnis zu Rußland zu unterstreichen. Er ließ auch „Reisedispositionen“ für mich aufstellen.

Der Ausführung dieses Projektes trat eine Schwierigkeit entgegen durch einen Brief der Königin Victoria von England, welche, auf die Nachricht von dem beabsichtigten Besuch in Petersburg, in großmütterlichem, aber zugleich autoritärem Tone an ihren ältesten Enkel ihre Mißbilligung über die geplante Reise schrieb. Erst müsse ein Trauerjahr verstreichen und dann gebühre selbstverständlich ihr als der Großmutter und England als dem Vaterlande meiner Mutter der erste Besuch, ehe andere Länder berücksichtigt würden. Als ich dieses Schreiben dem Fürsten vorlegte, bekam er einen heftigen Zornanfall. Er sprach das Wort von der „Onkelei in England“ und dem „Dreinreden“ von dort, die aufhören müßten; aus dem Tone des Briefes könne man ermessen, in welcher Weise der Kronprinz und Kaiser Friedrich beordert und bearbeitet worden sei



von Schwiegermutter und Frau usw. Der Fürst wollte nun den Text eines Antwortschreibens an die Königin entwerfen. Ich bemerkte, ich würde schon die passende Antwort aufsetzen, in der die Mittellinie zwischen Enkel und Kaiser richtig eingehalten werden würde. Sie werde dem Fürsten vor der Absendung erst vorgelegt werden.

Die Antwort wahrte die äußere Form der engen Verwandtschaft des Enkels seiner Großmutter gegenüber — die ihn als Baby auf ihren Armen getragen und schon durch ihr Alter ehrfurchtgebietend war —, betonte aber im Kern die Stellung und Verpflichtung des Deutschen Kaisers, der einen die vitalsten Interessen Deutschlands betreffenden Befehl seines sterbenden Großvaters unbedingt auszuführen habe. Diesen Befehl des Großvaters müsse der Enkel respektieren im Interesse des Landes, dessen Vertretung ihm durch Gottes Willen nunmehr übertragen sei. Wie er das tue, müsse die Königl. Großmutter ihm überlassen. Im übrigen sei ich der ihr in Liebe anhängende Enkel und werde stets dankbar für jeden Rat der durch ihre lange Regierung erfahrenen Großmutter sein. Aber in deutschen Angelegenheiten müsse ich mir freies Handeln vindizieren. Der Besuch in Petersburg sei politisch notwendig, der Befehl meines Kaiserlichen Großvaters entspräche den engen Familienbeziehungen mit dem russischen Kaiserhause und werde daher ausgeführt.

Der Fürst war mit dem Briefe einverstanden. Die nach einiger Zeit einlaufende Antwort war überraschend. Die Königin gab ihrem Enkel recht; er müsse tun, was im Interesse seines Landes sei; sie werde sich freuen, ihn später auch bei sich zu sehen. Von dem Tage an ist mein Verhältnis zu der selbst von ihren eigenen Kindern gefürchteten Königin das denkbar beste gewesen. Sie hat ihren Enkel nur noch wie einen gleichgestellten Souverain behandelt. —

Bei den Antrittsreisen wurde ich vom Grafen Herbert als Vertreter des Auswärtigen Amtes begleitet. Er redigierte die Reden und



führte die politischen Unterhaltungen, soweit sie geschäftlicher Natur waren, nach den Anweisungen seines Vaters.

Nach meiner Rückkehr aus Stambul 1889 schilderte ich dem Fürsten auf seinen Wunsch meine Eindrücke in Griechenland, wo meine Schwester Sophie mit dem Thronfolger Kronprinz Konstantin verheiratet war, und in Stambul. Dabei fiel mir auf, daß der Fürst recht wegwerfend von der Türkei, den Männern in maßgebenden Stellungen und den dortigen Verhältnissen überhaupt sprach. Als ich zum Teil wesentlich günstigere Momente hervorheben zu können glaubte, half das nicht viel. Auf meine Frage, worauf der Fürst sein so ungünstiges Urteil gründe, erwiderte er: Graf Herbert habe sehr abfällig über die Türkei berichtet. Der Fürst und Graf Herbert sind der Türkei nicht hold gewesen und haben meiner Türkenpolitik — der alten Politik Friedrichs des Großen — nicht beigepflichtet.

Während der letzten Zeit seiner Kanzlerschaft bezeichnete Bismarck die Erhaltung der guten Beziehungen zu Rußland, dessen Zar ihm sein besonderes Vertrauen schenke, als den hauptsächlichsten Grund seines Verbleibens im Amte. In diesem Zusammenhange machte er mir die ersten Andeutungen über den geheimen Rückversicherungsvertrag mit Rußland. Bisher war ich weder vom Fürsten noch vom Auswärtigen Amt von diesem Vertrage unterrichtet worden, obwohl ich mich gerade mit den russischen Angelegenheiten befaßt hatte. —

Als ich durch den frühen Tod meines Vaters zur Regierung kam, folgte damit, wie ich schon früher hervorhob, die Generation des Enkels auf die des Großvaters. Es wurde dadurch die ganze Generation Kaiser Friedrichs übersprungen. Diese war durch den Verkehr mit dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm mit vielen liberalen Ideen und Reformprojekten gerüstet, die unter ihm als Kaiser Friedrich ins Werk gesetzt werden sollten. Durch sein Hinscheiden



sah sich diese ganze Generation, zumal die Politiker, in ihrer Hoffnung, zu Einfluß zu gelangen, getäuscht; sie fühlte sich gewissermaßen verwaist. Diese Kreise standen mir, obwohl sie mich und meine inneren Gedanken und Ziele gar nicht kannten, mißtrauisch und zurückhaltend gegenüber, anstatt ihr Interesse vom Vater auf den Sohn zum Vorteil des Vaterlandes zu übertragen.

Ein Vertreter der Nationalliberalen machte eine Ausnahme: der vornehme, noch jugendfrische Herr v. Benda. Schon als Prinz war ich mit ihm auf den großen Hasenjagden beim Amtsrat Dieze in Barby bekannt geworden. Dort hatte er meine Zuneigung und mein Vertrauen gewonnen, wenn ich als Zuhörer in dem Kreise der älteren Männer den Diskussionen über politische, landwirtschaftliche und nationalökonomische Fragen beiwohnte, bei denen Herr v. Benda durch sein freies, interessantes Urteil meine Aufmerksamkeit fesselte. Einer Einladung auf den Landsitz Bendas, Rudow bei Berlin, bin ich gern gefolgt. Daraus entstand ein regelmäßiger Besuch einmal im Jahre. Die Stunden im Rudower Familienkreise, in dem von den talentierten Töchtern die Musik eifrig gepflegt wurde, sind mir in guter Erinnerung geblieben. Die politischen Gespräche zeigten, daß Herr v. Benda einen weiten Blick besaß, der, frei von aller Parteilichablone, eine so klare Auffassung über die allgemeinen Staatsnotwendigkeiten offenbarte, wie sie bei Parteimännern selten zu finden ist. Er hat mir aus treuem altpreussischem Herzen, das fest an seinem Königshause hing, unter weitgehender Toleranz anderen Parteien gegenüber, manchen wertvollen Rat für die Zukunft erteilt.

Daß ich in keiner Weise gegen irgendeine Partei — abgesehen von den Ultra-Sozialisten — ablehnend gesinnt, auch nicht antiliberal war, hat meine spätere Regierungszeit bewiesen. Mein bedeutendster Finanzminister war der Liberale Mtquel; mein Handelsminister der Liberale Moeller; der Führer der Liberalen, Herr v. Bennigsen,



war Oberpräsident von Hannover. Mit einem älteren liberalen Abgeordneten, den ich durch Herrn v. Miquel kennen lernte, habe ich besonders während der zweiten Hälfte meiner Regierungszeit nahe Beziehungen gepflogen, es war Herr Seydel (Chelchen), Besitzer eines Landgutes im Osten; ein Kopf, dem ein paar kluge Augen aus dem glattrasierten Gesicht schauten. Er war Mitarbeiter Miquels in Eisenbahn- und Kanalsfragen; ein grundgescheiter, einfacher, praktischer Mann, Liberaler mit konservativem Einschlag.

Mit der konservativen Partei bestanden naturgemäß zahlreiche Beziehungen und Berührungspunkte, da die Herren vom Landadel auf Hof- und anderen Jagden viel mit mir zusammentrafen oder zu Hofe kamen, auch in Hofstellungen Dienst taten. Durch sie konnte ich ausgiebige Orientierung über alle Agrarfragen erhalten und hören, wo den Landmann der Schuh drückte.

Die Freisinnigen unter ihrem „unentwegten Führer“ haben keine Beziehung zu mir aufgenommen; sie beschränkten sich auf die Opposition.

In den Gesprächen mit Benda und Bennigsen wurde oft über die Zukunft des Liberalismus gesprochen. Dabei tat Benda einmal den interessanten Ausspruch: „Es ist nicht nötig und auch nicht gut, wenn der Thronfolger in Preußen in Liberalismus macht; das können wir nicht brauchen. Er muß in larger und nicht beengter Weise ohne Voreingenommenheit gegen andere Parteien doch im Grunde genommen konservativ sein.“

Als ich mit Bennigsen die Notwendigkeit erörterte, daß die Nationalliberalen ihr Programm, das ursprünglich unter der Devise: „Aufrichtung des Deutschen Reiches und Pressefreiheit“ die Mitglieder um die liberale Fahne geschart habe — was nun lange schon erreicht sei —, revidieren müßten, damit die werbende Kraft des alten preußischen Liberalismus beim Volke nicht verloren gehe, gab Bennigsen das zu. Die preußischen Liberalen wie Konservativen,



fuhr ich fort, machten beide den Fehler, daß sie noch zu viel Erinnerungen an die alte Konfliktzeit von 1861—1866 bewahrten und bei Wahl- oder anderen politischen Kämpfen in Gewohnheiten von damals zurückfielen. Jene Zeit sei für unsere Generation bereits Geschichte geworden und erledigt. Für uns fange die Jetztzeit mit dem Jahre 1870, dem neuen Reiche, an; unter 1866 hätten wir einen Strich gemacht. Man müsse auf dem Boden des Reiches neu bauen, auch die Parteien müßten sich in ihren Zielen danach einrichten, aber nicht altes Vergangenes, noch dazu Trennendes, mit herübernehmen. Das ist leider nicht geschehen. Bennigsen machte eine sehr treffende Bemerkung, indem er sagte: „Wehe den norddeutschen Liberalen, falls sie unter die Führung der süddeutschen Demokraten kommen sollten, dann ist es mit dem wirklichen, echten Liberalismus zu Ende. Dann kriegen wir die verkappte Demokratie von da unten, die können wir hier nicht brauchen.“

Die ehrenwerte und königstreue konservative Partei hat leider nicht immer überragende Parteiführer hervorgebracht, die zugleich geschickte, taktisch geschulte Politiker waren. Der agrarische Flügel war zeitweise zu ausgeprägt und bedeutete eine Belastung der Partei. Auch waren die Erinnerungen an die Konfliktzeit noch zu stark. Ich riet zu dem Zusammenschluß mit den Nationalliberalen, fand aber wenig Gegenliebe. Ich habe oft darauf hingewiesen, daß die Nationalliberalen reichstreuen und daher kaiserlich gesinnt, also durchaus als Bundesgenossen für die Konservativen zu begrüßen seien. Ich könne und wolle im Reiche nicht ohne sie, keinesfalls gegen sie regieren; der norddeutsche Konservatismus werde in manchen Teilen des Reiches nicht verstanden, eine Folge der anders gearteten historischen Entwicklung; deshalb seien die Nationalliberalen der natürliche Bundesgenosse. Aus diesem Grunde habe ich z. B. auch den Hofprediger Stöcker — einen auf sozialem Gebiete in seiner Missionstätigkeit glänzend bewährten Mann — aus seinem Amte entfernt,



weil er in Süddeutschland eine demagogische Hezrede gegen die dortigen Liberalen gehalten hatte.

Das Zentrum war durch den Kulturkampf zusammengeschweißt und stark antiprotestantisch, dem Reiche nicht hold. Trotzdem habe ich mit vielen bedeutenden Männern der Partei Beziehungen gepflogen und sie zum Nutzen des Ganzen für praktische Mitarbeit interessieren können. Besonders Schorlemer (der Vater) half mir dabei. Er hat nie ein Hehl aus seiner preußischen Königstreue gemacht. Sein Sohn, der bekannte Landwirtschaftsminister, hat sich sogar der konservativen Partei angeschlossen. Bei vielen Vorlagen hat das Zentrum mitgearbeitet, das in seinem alten Führer Windthorst einstmals den schärfsten politischen Kopf im Parlament besitzen durfte. Aber bei allem war doch der Unterton nicht zu verkennen, daß das Interesse der Kirche Roms stets gewahrt sein müsse und nicht zu kurz kommen dürfe.

* * *

Als Prinz Wilhelm war ich des längeren zum Oberpräsidenten der Provinz Brandenburg v. Achenbach kommandiert, um in die innere Verwaltung eingeführt und in wirtschaftlichen Fragen orientiert zu werden, auch praktisch tätigen Anteil an den Arbeiten zu nehmen. Aus dieser Zeit habe ich mir, durch die fesselnden Vorträge Achenbachs angeregt, besonderes Interesse für die wirtschaftliche Seite der inneren Entwicklung des Landes bewahrt, während die rein juristische Seite der Verwaltung mich weniger fesselte. Meliorationen, Kanalbauten, Chaussee-Anlagen, Waldwirtschaft, Hebung aller Arten der Verkehrsverbindungen, Wohnungsverbesserung, Einführung der Maschinen in die Landwirtschaft und deren genossenschaftliche Entwicklung waren Fragen, die mich auch später andauernd beschäftigt haben; in ganz besonderem Maße der Wasserbau und die

